

Herbst über Zagreb - Partisanenfriedhof-Exekutionsstelle

Autor(en): **Zinniker, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **76 (1966)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

- I Herbst über Zagreb
- II Partisanenfriedhof
- III Exekutionsstelle

verfaßt von Hans Zinniker

LIBERA NOS
QUAESUMUS DOMINE
AB OMNIBUS MALIS
PRAETERITIS
PRAESENTIBUS
ET FUTURIS

I

Ein Herbstabend sinkt auf die Stadt. Der Himmel ist ein weiches blaugraues Zeichenpapier, das die sandsteinfarbenen lavierten Spitzen des Domes immer mehr in sich aufsaugt. In den Alleen fallen Kastanien in wechselnden Rhythmen. Pausen treten ein. Man sieht den flachen Himmel. Vom Horizont der Ebene schimmelt Nebel und Rauch gegen die Stadt. Das Rollen der Braunkohlezüge tönt gedämpft über die Häuser herein. Manchmal zerreißt ein greller Lokomotivschrei den sanften Vorhang der Geräusche.

Ich schlage den Weg über die hochgelegene Altstadt ein. Man kann ruhiger gehen, muß nicht immer den vielen Menschen ausweichen und hat nicht das Gekreisch und Gebimmel der Straßenbahnen neben sich. Ich gehe durch den dunklen, mächtigen Torbogen. Man hat dort in einer Nische einen Altar aufgestellt. Heiligenbilder bedecken das Mauerwerk. Am Boden stehen bäurische Votivtäfelchen in grellen Farben. In den Sandkästen flackern die Lichter für die Toten. Es riecht nach Nebel, Stearin, Tranrauch und hin und wieder spielt wie eine weißgebleichte Strähne Weihrauchgeruch hinein. Durch den Torbogen blickt der eindunkelnde Herbsthimmel, weich und mehlig wie der Staub eines Schmetterlingsflügels.

In der Neustadt außen gehen die Lichter an, später auch unten in der Stadt. Der Nebel hat die Vorbezirke erreicht und bereits den Bahnhof überdeckt. Unter dem dunstigen Lila glitzert das Lichtnetz immer noch durch. «Soviel Licht um nichts.» Ich drehe mich um. Vor mir steht ein älterer Mann. Er trägt die alten weißen Strümpfe, in denen die weiten Hosenbeine stecken, ein Leinenhemd und darüber die wollene Jacke wie ein kroatischer Bauer. Aber die Gesichtszüge sind anders. Etwas unheilbar Zerschnittenes durchzieht sie.

Er zupft mich am Arm. «Siehst du dort den Damm, etwas rechts von dem hohen Gebäude mit den Leuchtreklamen? Dort habe ich ihren Panzerzug fliegen gemacht. Das war der Anfang. Sie haben mich geschlagen, unters Wasser getaucht. Du denkst, ich werde durchhalten. Aber einmal ist das letzte Restchen Luft verbraucht und gierig saugst du das Na in die Lungen ein. Du siehst Blasen vor den Augen und dann wird der Körper so weich und schlaff. Sie reißen deinen Schopf empor, denn du darfst ihnen nicht verrecken. Heute stehen

sie als kunstbeflissene Touristen mit ihren schnarrenden Dialekten vor den Denkmälern unserer Stadt. Und wenn ich ihren Fremdenführer höre, meine ich, jetzt kommen sie wieder. Jetzt stellen sie dich wieder unter die 1000-Watt-Lampe. Du fühlst zuerst den Schmerz hinter den Augen. Alles wird rot, rot zum Wahnsinn. Zum Wahnsinn, der dir Kraft verleiht, das Licht in Scherben zu schlagen. Dann kommst du auf den Bock und sie prügeln dir die Nieren kaputt, weil nach fernschriftlichem Befehl «ein Selbstmord so durchzuführen ist, daß er Erfolg hat.» Ich habe Angst. Angst vor dem Licht, vor den Touristen. Jetzt kommen sie noch in hellen Kleidern, bald vielleicht in Braun und dann . . .»

«Guten Abend, Josip. Erzählst wieder Geschichten?» Das ist mein Komilitone Janaček, der mich zum Essen holt. Wir gehen die Allee hinauf. Der alte Josip schaut auf das Lichtermeer. Kein Mensch denkt an Josip. Im Herbst wurde er geboren. Im Herbst haben sie ihn verhaftet. Im Herbst wurde er gefoltert. Im Herbst . . . Josip schaut auf das Lichtermeer. Die Studenten sind am oberen Ende der Allee verschwunden.

Es ist Nacht. Die Leute schlafen. Die Träume einer Stadt in einer einzigen Nacht: Menschen fallen, fliegen, schweben, atmen im Wasser, als hätten sie Kiemen. Durch enge Röhren kriechen sie. Angst verstockt ihre Körper. Ein Ruck weckt sie auf. Abstürze schwarzweiß, Abstürze farbig. Immer wieder rote Tücher, der Verfolger, der sie erbarmungslos einholt. Ringkämpfe. Unleserliche Schriften. Und dann ist alles vorbei. Der Zug rast, rast an der Station vorbei, wo man aussteigen müßte. Man will abspringen, hat Angst, Angst. Die Träume einer Stadt.

Von den Bäumen tropft es auf die gefallenen Blätter. Eine Lampe brennt hinter dem Kastanienbaum und wirft Strahlen durch den Nebel. Aus dem Dunkel der Zimmerecke steigen wie urzeitliche Hände die Blätter der Zimmerlinde. Ich erwache selten so früh. Eine Unruhe läßt mich nicht weiter schlafen. Das gespenstische Gefühl, allein im Zimmer zu sein, lähmt das Herz. Ich denke an die Geschichte: Babylon, Athen, Rom — Ruinen. Hinter einer getrübbten Scheibe im wirbelnden Lösssturm, behaart und ungestaltig, der Pekingmensch. Wahnsinnig und furchterregend preßt er sich ans Glas, glotzt mich an. Eine fremde Gewalt biegt das Glas. Das Gesicht erscheint in polarisiertem Licht voller Spannungen. Dann löst sich alles

im farbigen Wirbel der Spektralfarben auf. Aus dem Schatten taucht wie eine kleine Kulisse das Krematorium von Dachau auf. Es ist lange nach dem Krieg. Blechbahnen in den Krematorien. Öfen erkaltet und geöffnet. Es riecht nach Verbandzeug. Man hat ein Museum eingerichtet. Außen die Aschenbehälter, der quadratische Schlot. Über dem Dach drüben das Lager. Unter schattigen Föhren die Genickschußanlage. Das letzte Bild bleibt wie eine Kastanie mit Stahlstacheln im Herzen haften. Es schmerzt. Ein Ruck weckt den Körper. Ich reibe mir die Augen.

Am Trg Republike kaufe ich die Morgenzeitung. Politik, Wirtschaft, Kunst — immer dasselbe. Schnell überfliege ich die Spalten. «...mitteilen, daß unser geliebter Vater Josip in der vergangenen Nacht verstorben ist. Zagreb, im Herbst.» Sorgsam falte ich das Blatt und stecke es ein. Vor der Philharmonie stehen deutsche Touristen. Gewichtig stellen sie ihr Land und ihre Wirtschaft mit Photoapparaten zur Schau. Es ist ihnen gar nicht peinlich. Sie kennen Josip und seine Geschichte nicht. Dafür bringen sie uns Devisen.

II

*Bleiche Schleifen. Kränze.
Blechschilder.
Alles schweigt.
Wermut wuchert
über dem Geliebten.
Heckenrosen falben
über Vätern.
Über dem Helden
nichts als Gras . . .*

*An der sonnenwarmen Mauer,
in der Windstille erstickt,
stehst du mit verklebten Lidern.
Sand im Gehirn.
Maden schlüpfen aus dem Herzen
ins gestockte Blut.*

Du fällst.

III

«Die linden Lüfte sind erwacht, sie säuseln . . .» Ich drehe das Radio ab. Der gefühlsduselige Sprecher gibt mir auf die Nerven. Ich hole den Mantel, denn vorläufig ist es noch nicht lind draußen. An den taubenverklebten Propyläen vorbei gehe ich zur Bushaltestelle am Stiglmaierplatz.

Die Fahrt führt durch Vororte. Zerstörte Häuser und riesige Gasometer stehen am Weg. Endlich taucht das unschuldige alte Städtchen auf. Endstation. Der Buschauffeur ist ein gutmütiger Mensch: «S'hat Marterl, die Herrschaften werden nicht fehlgehen.» Mein erster Fehler: daß ich der Gutmütigkeit vertraute.

An der Hauptstraße unten steht der Wegweiser mit dem Namen des Vernichtungslagers. Die deutsche Übersetzung fehlt. Gut, habe ich das ziryllische Alphabet gelernt. Ich beginne zu marschieren. Die Häuser bleiben zurück. Kein Mensch, kein Auto begegnet mir. Dort oben, wo jetzt der Güterzug fährt, war die Verladerampe. Ich habe Durst. Die gelben Wegweiser werden seltener. Endlich setzen sie ganz aus. Von der asphaltierten Straße zweigt ein Feldweg ab. Ich sehe eine breite Betonwand mit zwei Nischen. Knaben spielen Fußball. Die Nischen haben die Ausmaße von Fußballtoren. Eine englische Verbotstafel warnt vor dem Betreten der Anlage. Links und rechts der Betonwand liegen hohe Wälle. Ihr gelbes Gras erinnert an Fell. Ich besteige einen der Hügel.

Der Boden ist aufgetaut. Überall drängt der Frühling durch. Die Sonne scheint warm. Golden leuchten Huflattichblüten. Von meinem Hügel kann ich an die dreißig langgezogene Erdwälle erblicken. Alle tragen den schütterten gelben Graspelz. Die Knaben haben den Ball genommen und sind mit ihren Fahrrädern davongefahren. Es ist still. Die warme Frühlingssonne wird unheimlich. Das Herz krampft sich zusammen und der Schrei, der folgen sollte, bleibt aus.

Ich stehe auf Toten. Unter diesen Wällen liegen sie. Mindestens 6000. Pawlov hat es mir anhand der Kubikmeter vorgerechnet. Der Frühling wird schwarz, russig die Huflattichblüten. Die Betonwand. Blindlings fährt die Hand über den rauhen Stein. Er ist kalt. Man fühlt die Einschläge, diese leichten Vertiefungen, Keilschriften des Todes. Wenn man nur weinen könnte, aber das Herz ist wie ein Tuff-

stein. Hohl saugt es die Schreie, das Röcheln, auch die Fluche ein. In seinen Irrgängen hallt das Peitschen der Schüsse endlos, und der Hausmeister und der Buschauffeur laden lächelnd ihre Pistolen. Immer wieder. Franzosen fallen, Polen fallen, Russen fallen, Tschechen fallen . . . Professoren, Arbeiter, Offiziere, Großmütter, Gebrechliche, Kinder, alle verneigen sich vor den Bestien, fallen ins Gras. Der Boden ist aufgetaut. Aber er starrt von Blut. Darum tragen die Schergen Handschuhe. Darum ist das Gras so gelb.

Ich bücke mich. In den Nischen, die als Kugelfang dienten, deckt Sand den Boden zu. Meine Hand zittert. Ich habe Blei gefunden. Sorgfältig lege ich den kleinen grauen Körper ins Taschentuch. Ich gehe den Wällen entlang, unter denen die Toten liegen. Keiner hat ihnen ein Mal gesetzt, denn der Wiederaufbau beginnt bei Bayer und der Farben IG ohne die KZ-Sklaven. Der Zyklon-B-Verbrauch hat abgenommen. Da bleibt kein Geld übrig, und der Buschauffeur muß auch besoldet sein und der Hausmeister ist auf die Rente angewiesen. So ist das.

Ich bin wieder bei der rostigen Verbotstafel: Das Verschießen scharfer Munition ist auf diesem Schießplatz strengstens verboten! Vielleicht will man die Betonwände schonen. Ich drehe mich um. Ruhig ziehen sich die Wälle dahin. Der Beton steht im blauen Frühlingshimmel. Golden leuchten Huflattichblüten. Im Herzen öffnen sich die Knospen dunkler Trauer.